Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin **M. Keyserling.**

(2. Fortsetzung.)

„Ah, Sie sind's, Fräulein Friederike! Verzeihen Sie. Ich hörte Geräusch und Schritte unten auf dem Kies; dann war mir's, als jähe ich einen Männerkopf in meinem Fenster, und dann hörte ich plaudernde Stimmen.... Aber ich habe mich wohl getäuscht, denn was sollte hier bei nachtschlafender Zeit....'

„Gewiß," unterbrach sie ihn mit dem Versuche eines verstörten Lächelns, „Sie haben sich nur getäuscht .... eben so wie ich. Ich—ich glaubte auch — — es knarrte so in der Sparre .... Aber ich mein', wir bekomme ein Gewitter, und es ist der Wind, der die Frücht' in den Bäumen bricht ...."

„Glauben Sie?" fragte er bitter. „Es scheint doch, er hat sich jetzt gelegt und wird wohl auch nicht wieder kehren .... heute Nacht, meine ich ...."

Sie wurde noch bleicher: „Ja, und— und ich will mich nur auch niederlege," sagte sie und ging, sich nach ein paar Schritten nochmals für einen Augenblick an die Mauer lehnend.

Jetzt kam plötzlich das Mitleid über ihn, und er hätte ihr nachellen und sagen mögen — — was?... Er wußte es nicht. Aber er hatte sie verletzt, und dazu hatte er kein Recht, hatte vielleicht nicht einmal einen Grund dazu. Was konnte sie dafür, wenn jener — jener unvernünftige Mensch sie auch liebte? Und daß er sie liebte, war Asten gewiß; aber wenn er in einer Aufwallung sinnverwirrender Eifersucht den Weg durch Nacht und Nebel zu ihrem Hause und bis hinauf zu ihrem Fenster gefunden, was konnte sie dafür? Wäre Asten selbst nicht vor kurzem in der Laune gewesen, diese oder ähnliche Thorheit zu begehen, hätte er nicht eben jetzt noch die beste Stunde seines Lebens darum gegeben, nicht um in ihr Fenster, nein, in ihr Herz sehen zu können und darin zu lesen, ob sie jenes Mannes Liebe erwidere?.... Thäte sie es freilich, warum hätte sie dann mit einer dem tiefinnersten Impuls entspringenden Bewegung sich von ihm gekehrt und an Astens Brust sich gelegt, um — gewiß um vor jenem sich zu schützen? Sie war fort, und er betrat sein Zimmer und legte sich zu Bett, denn er fühlte nun doch alle Aufregung unter einer starken Ermüdung schwinden. Ein paar Stunden hindurch schlief er fest, dann wachte er auf. Die Sonne schien in sein Zimmer. Hatte er geträumt? Er mußte sich erst besinnen. Nein! Er hatte alles wirklich erlebt, was ihm wieder in die Erinnerung schoß. Alsbald stand er auf, kleidete sich an und eilte in den Garten. Es war fünf Uhr morgens; noch hatte sicher niemand die etwaigen Spuren des Kletterers entfernt. Dennoch... der Kies war frisch geharkt, kein Blättchen von den Zweigen gerissen, kein Aestchen irgendwo geknickt!... Sollte der Gärtner so früh?... Nein, da kam Friederike, in demselben Morgenkleide, das sie diese Nacht getragen, aber einen Strohhut auf dem blonden Haar und in den Händen einen Rechen. Ueber ihr feines Gesicht flog ein helles Roth, als sie wieder Asten vor sich sah, aber sie faßte sich diesmal schnell.

„Schon auf," sagte sie, „da sind Sie ja so ein Frühaufsteher wie ich. Ich sehe gern zeitig morgens nach meine Blume und Früchte."

Hätte sie ihm die volle Wahrheit gesagt!.... Er wünschte es so, und daß sie es nicht thun mochte, verstimmte ihn auf's neue.... „Ich meine, Sie hätten müde sein müssen nach dieser Nacht," sagte er kurz, streckte die Hand aus und nahm ein frisches Blatt, das zwischen zwei Falbeln ihres Kleides lag.... ein Pfirsichblättchen.

Aber sie faßte die Hand und betrachtete sie erschreckt.

„Sie habe Brandwunde," rief sie, „von dem gestrige Feuer, und Sie sind nicht verbunde."

„Pah, es ist nicht der Rede werth."

„O doch," widersprach sie bewegt, „und — und Sie habe sie sich um meinetwillen geholt und mich errettet mit eigner Gefahr! Und ich hab Ihne nicht einmal gedankt! Aber ich thu es jetzt, und — ich möcht auch sage: es war unrecht von mir, Sie dem auszusetze, — nur um ein wenig Geld — mein Lebe und das Ihre in Gefahr zu bringe," fuhr sie mit gesenkten Wimpern fort. „Sie hatte es mir gesagt, aber ich hörte nicht darauf. Es war nicht recht — ich bin manchmal thöricht, unüberlegt, und Sie müsse jetzt bös auf mich sein?"

„Nein," sagte er und schloß unwillkürlich seine Hand fester um die ihre.

„Nicht?" fragte sie und sah mit den warmen braunen Augen forschend zu ihm auf. „Und ich darf Ihre Hand verbinde?"

„Ich werde Ihnen dankbar dafür sein; aber nicht jetzt. Sie schmerzt jetzt nicht und jetzt möchte ich bitten, Ihren Morgenspaziergang theilen zu dürfen."

„Das solle Sie," rief sie erfreut, „und ich will Sie auf eine Höhe führe, von wo aus wir eine wunderhübsche Aussicht habe."

Ihr ganzes Gesicht war wie in Sonnenschein getaucht. Als sie fortlief, um den Rechen in einen nahen Schuppen zu stellen, und zu ihm zurückkehrte, fragte sich Asten, ob Felderns Exaltation nicht berechtigt, ob jemand mit ruhigem Herzen dieses liebliche Wesen betrachten könne?

Die Höhe, welche sie ihm genannt, war nicht weit entfernt und bot in der That einen schönen Ausblick auf die Pfälzer Berge. Unter ihnen breitete sich der Reichthum des gesegneten Landes aus. Weingärten wechselten mit wogenden Getreidefeldern, und die Dörfer standen in Hainen von obstbelasteten Bäumen. All die grünende Schönheit der Gegend indessen beschäftigte Asten nicht so sehr wie eine Stange, welche, inmitten der Anhöhe eingerammt, eine Anzahl bunter Wimpel trug.

„Wozu dienen diese Signale?" fragte er.

Sie lachte. „Das ist ein Zeichenalphabet, vermittelst dessen ich mit meinen Nachbarn spreche. Nun solle Sie sehe. Es sind Frühaufsteher wie wir. Jetzt hisse wir diese kleine grüne Flagge auf. Das heißt: Seid ihr zu Haus?"

Sie zog das Zeugstückchen hinauf, und bald darauf wehte etwa in der Entfernung einer halben Meile auf der Spitze eines Thürmchens die weiß-rothe Fahne.

„Also ja!" sagte Friederike. „Darf ich nun frage, ob wir heute Nachmittag komme solle? Ich möcht' gern, daß Sie diese Nachbarn kenne lerne."

Asten verneigte sich, und wenige Minuten nachher kam auch die Zustimmung von drüben. Friederike verdolmetschte sie ihm und fragte heiter: „Ist das nicht hübsch? So ein luftiger Telegraph, der in jeder Stund' Frage und Antwort möglich macht?"

„Gewiß. Doch wer sind die Nachbarn, mit denen Sie in so regem Gedankenaustausche stehen?"

„Saltenecks. Das heißt Herr von Salteneck und seine Schwester."

„Aaah!"....

Friederike mußte die Wolke sehen, die sich über ihres Begleiters Stirn legte, mußte auch aus dem Tone hören, in dem er dann sprach, wie unwillkommen diese Kunde ihm war. Sie beugte indessen jeder Erklärung vor, indem sie eilig sagte: „Sie habe gestern Salteneck schon gesehen, aber er hat sich Ihnen von seiner unvortheilhaften Seite gezeigt. Er ist ein guter Mensch, nur oft aufbrausend und heftig. Das ist sein Fehler...."

„Er steht Ihnen sehr nahe?" unterbrach er sie kalt.

„Ja," antwortete sie, und es ging ein Zucken durch ihr feines Gesicht, welches eine Bewegung verrieth, die er sich nicht erklären konnte, „als ein Freund. Wir sind ja Nachbarskinder und er ist sehr gut, wie ich Ihne schon sagte, er und das Tonche, seine Schwester. Es sind wirklich gute, hilfreiche Mensche, und sie habe uns beide sehr lieb, meinen Papa und mich, er und das Tonche, seine Schwester. Wie ich noch ein Kind war, spielte sie mit mir, nachher hab' ich von ihne gelernt — alles, was ich von der Landwirthschaft weiß. Und sie sind beide unermüblich in gute Diensche, und auch für den armen Papa — sie sind die einzige, die ihm noch menschlich nahe stehe. Ich kann doch für all das nicht undankbar sein, und deshalb wollt' ich Sie bitte: seie Sie auch freundlich zu ihne...." Sie hob das reizende Gesicht abermals zu ihm empor und sah mit den warmen Augen in die seinen. Sein Blick haftete herbe prüfend auf ihnen, aber der tauchte in eine Tiefe mädchenhafter Reinheit, in der jeder Zweifel unterging.

Salteneck holte die Gäste am Nachmittage selbst. Er sagte, nachdem er Asten vorgestellt worden war: „Sie haben mich gestern bereits, allerdings von wenig empfehlenswerther Seite kennen gelernt. Ich war ohne Grund unhöflich gegen Sie, doch hoffe ich, Sie werden mich entschuldigen.... Das Feuer und besonders Fräulein von Waibachs Unvorsichtigkeit hatten mich erregt...."

Asten reichte ihm die Hand und sagte seinerseits einige höfliche Worte. Im Innern meinte er, die Entschuldigung sei steif und frostig gewesen. Und gleich nach ihr bot der junge Mann Friederike eine Rose, die er mitgebracht hatte, ein sehr seltenes Exemplar, tiefdunkel, von braunrother Farbe. Friederike befestigte sie auf ihrer Brust, Asten aber fand die Blume unschön und ihren Ueberbringer unangenehm. Trotzdem schloß er — seinem Versprechen gemäß — sich der Gesellschaft an.

Unterwegs hatte er ein neues seltsames Erlebniß. Sie gingen den schmalen Fußsteig entlang, der durch Felder und Wiesen nach dem Nachbargute hinführte. Das Getreide war beinahe reif und so hoch, daß nur die Köpfe der größten von ihnen über die nickenden Aehren sahen. Die Enge des Pfades zwang sie, in diesen Feldern im Gänsemarsch, einer nach dem anderen, zu schreiten. Asten ging als letzter. Er konnte so schweigen und suchen, seiner inneren Verstimmung Herr zu werden. Da geschah es ein paar mal, daß er hinter sich ein Rascheln zu hören meinte, so als theilten sich die Aehren, und zwar durch einen schreitenden Körper von einander gedrängt. Als er um sich sah, glaubte er nun auch einen Kopf zu erblicken: den Kopf eines Weibes, der von eigenthümlich finsterer Schönheit war, obgleich ein Kranz bunter Feldblumen die schwarzen, wildflatternden Flechten schmückte. Dieser Kranz war phantastisch gebunden und erhob sich gleich einer farbigen Krone über dem braunen, jungen Gesicht. In ihm blitzten ein Paar Augen, tiefschwarz, voll von glühendem Hasse. Diese Augen hatten etwas Drohendes, und einmal reckte sich eine braune Faust aus den gelben Halmen.

Asten ward wunderlich zu Muthe.

War das die Kornmuhme, die hier lebendig ward und den Unvorsichtigen, die ihr Gehege betraten, mit Rache drohte? Der Lieutenant hatte als Kind sich vor dem Märchen gefürchtet und dachte jetzt lächelnd daran, wie er damals oft erwartet hatte, sie zu sehen; freilich blond wie die Aehren, mit blauen Augen, eher ähnlich der lichten, goldlockigen Friederike.... Sie hatte lange gezögert zu erscheinen, und jetzt zeigte sie sich anders, als er sie je geträumt. Sein Kopf schmerzte, und dazwischen fragte er sich, ob nicht vieles von dem, was er seit gestern sah und fühlte, Hallucinationen eines abnorm erregten Gehirnes waren und er etwa gar am Anfange einer schweren Erkrankung stand?

Der Eintritt in den Herrenhof befreite ihn von solchen Gedanken. Das Tonche kam ihnen schon auf der Freitreppe des hübschen Hauses entgegen. Sie war entschieden eine gewinnende Erscheinung, dem Bruder ähnlich, doch wie eine idealisirte Wiedergabe desselben; ein zweiter gelungener Versuch der Natur in der holderen Gestalt der Weiblichkeit. Ueber das hübsche, helle Gesicht, über die ganze runde, noch mädchenhafte Gestalt waren Friede, Freundlichkeit, Behagen ausgegossen. Das blonde Haar trug sie sehr schlicht in einer vollen Flechte um den Kopf geschlungen, ein einfaches Kattunkleid, auf mattgrauem Grunde mit rosa Rosenknospen bedruckt, stand ihr gut und war auch jetzt, am Nachmittage, durch ein zierliches Latzschürzchen gedeckt. In der linken Wange bildete sich beim Lächeln ein Grübchen, ihre Hände waren weißer als die Friederikens, voll und frauenhaft weich.

Sie bewillkommnete alle mit ruhiger Herzlichkeit, nicht wie Fremde, sondern so, als ob sie sie schon kenne. Auch darin zeichnete sie sich vortheilhaft vor dem Bruder aus, der seine Zurückhaltung gegen die nordischen Gäste auch als Wirth nicht ganz abzulegen verstand.

Das Haus war im Ganzen einfach eingerichtet, keine Dekorationen dunkler und schwerer Stoffe, sondern weiße und luftige Vorhänge an allen Fenstern, was die Zimmer ungewöhnlich hell und freundlich machte. Ihr kostbarster Schmuck bestand im Uebrigen aus einer Fülle schöner, blühender Ziergewächse, deren farbenprächtigtige Kelche überall in anziehende Gruppen geordnet waren.

„Die zieht das Tonche heran," sagte Friederike, „und so trefflich wie sie gedeihe, gedeiht alles, was sie in ihre geschickte Händche nimmt."

„Nicht immer," antwortete Tonchen mit einem Lächeln. „Dein Lob ist zu sanguinisch; auch ich muß mich darein finde, daß mir manches mißräth."

„Was denn?" rief eifrig Friederike, „nenne mir nur eins."

„Eine," sagte leiser und wie mit einem leichten Anflug von Schwermuth das Mädchen, „Kathrin...."

Friederikens Wangen flammten: „Die!" rief sie, „aus der machte Gott selber nichts und wenn er all seine Heilige zu Hilfe nähm'!"

„Fritzche!" tadelte das Tonchen ernst.

Salteneck dagegen, welcher mit den Offizieren gesprochen hatte, die bei ihm im Quartiere lagen, drehte sich herum und sagte mit ärgerlichem Vorwurf zur Schwester: „Warum sprichst du auch von ihr? Du weißt, daß sie es nit leide kann!"

Asten war erstaunt. Der Pfälzer hatte gehört, was mindestens fünf Schritte von ihm verhandelt worden. Die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele mußte also bei Friederike sein, wenn sein Gehör so mitten im Gespräche mit anderen jede Bemerkung von ihr auffing.

Der Lieutenant vergaß über dieser unliebsamen Entdeckung, Genaueres in Bezug auf die getadelte Kathrin zu erfragen, und der flüchtig ausgesprochene Name verlor sich im Geplauder der übrigen Gesellschaft.

Ein Diener servirte Kaffee und süßes Gepäck. Danach beschloß man, in den Garten zu gehen.

Feldern gesellte sich zu dem liebenswürdigen Tonchen, für das er heute schwärmte, und Gronau zu den älteren Offizieren. Daß Asten mit Friederike etwas zurückblieb, machte sich dann scheinbar von selbst. Aber der Wirth gab sich Mühe, es ebenso als ungesuchten Zufall erscheinen zu lassen, daß er von den beiden sich nicht trennte und dem Lieutenant, der seinen Garten noch nicht kannte, diesen selber zeigte. Letzterem war dies gar nicht so unlieb, wie der Pfälzer vielleicht meinte. Hatte er doch so am ehesten Gelegenheit zu beobachten, welche Rechte die Jugendfreundschaft, die dem Manne den Muth gab, so anmaßend aufzutreten, ihm thatsächlich verlieh. Anfangs wollte es dem Beobachtenden dünken, daß es eben nicht bedeutungsvolle seien; denn das Fräulein zeigte ihrem Wirth eine kühle Freundlichkeit, welche jeder Annäherung seinerseits entschiedener, als es etwa ein schnippisches oder schroff abweisendes Wesen hätte thun können, ihre bestimmte Grenze zog. Und Asten ward so wohlthuend dadurch berührt, daß seine eigne Zurückhaltung sich minderte und er eine natürlichere Höflichkeit gegen seinen Begleiter zeigte, als es ihm vorher gelungen war.

Lange sollte indessen diese behagliche Stimmung nicht dauern. War es doch, als vereitle ein tückischer Kobold jede Bemühung der drei, in Eintracht miteinander auszukommen. Ein ganz unerwartetes Ereigniß riß diesmal, genau so wie am Abend vorher, Asten aus aller Besonnenheit heraus. Friederike führte dasselbe ahnungslos selbst herbei. Vor einem fremdländischen Strauche, dessen Zweige über und über mit kerzenähnlichen, gelbrothen Blüthen bedeckt waren, blieb sie stehen und wollte eine der Blüthen brechen, damit Asten ihren seltsamen Duft einathme. An seiner Seite bückte sie sich, um die Blume zu pflücken, als er sie mit rascher Bewegung an sich riß, ihren Kopf an seine Brust drückte und ihn mit seinem Arme schützte.

Der Hausherr wandte sich, sah es und stand eine Sekunde sprachlos. Dann war er mit zwei Schritten bei dem Offizier und fragte mit entfärbten, zitternden Lippen, die kaum fähig schienen, die Worte zu formen: „Herr, sind Sie bei Sinnen?"

„Vollkommen", entgegnete Asten kühl, den Arm ein wenig von dem blonden Kopfe entfernend, ohne Friederike jedoch zu verlassen. „Ich habe mir nur erlaubt, das Fräulein abermals vor einer drohenden Gefahr zu schützen ...."

„Vor welcher?" rief der Pfälzer.

Asten deutete auf eine Anhöhe hinter dem Gartenzaune. Etwa zehn Schritte von dem Rasenplatze, auf welchem der Strauch mit den kerzenähnlichen Blüthen stand, wälbte sich ein Hügel, von niederem Eichengebüsch umstrickt. Aus der Mitte des Gebüsches hob sich ein einzelner junger Eichbaum empor.

„Neben jener Eiche stand ein Weib und zielte mit einem Steine nach Fräulein Friederike," erklärte Asten. „Eine sonderbare Erscheinung, die einen Blumenkranz in den zerzausten schwarzen Haaren trägt. Sie duckte sich, als ich das Fräulein an mich riß, in das Gebüsch und muß dort noch stecken."

„Kathrin!" rief Friederike im Tone unendlicher Verachtung, als sei damit alles erklärt, und fügte hinzu: „Sie wird mir nichts mehr thue, jetzt, wo sie weiß, daß sie gesehe worde ist." Sie schlüpfte, während sie dies sagte, unter Astens hinderndem Arme hervor und entfernte sich von ihm.

Da flog auch die Schwarze empor, lachte und schleuderte ihren Stein nach einem Vogel, der auf einem nahen Aste saß. Es war, als mache es ihr ein boshaftes Vergnügen, zu zeigen, wie leicht sie das Fräulein tödtlich hätte verletzen können; denn die Federn stoben um den Leib des Thierchens, es flatterte einige Minuten noch schwankend hin und sank dann sterbend zur Erde.

Hätte sie so Friederikens Schläfe getroffen .... Asten sah unwillkürlich erbleichend nach dieser. Er verstand das Ereigniß nicht. Die Steinschleuderin war dieselbe phantastische, kronengeschmückte Gestalt, die er auf dem Wege zwischen den Kornähren gesehen hatte. Sie trug noch jetzt ihre buntfarbige Krone in den freiflatternden Flechten, und das unter ihr drohend hervorsehende Gesicht war fremdartig, doch von feuriger Schönheit.

Aber Friederike kehrte sich geringschätzig von ihr. „Du sagst, sie haßte mich nicht," sprach sie zu Salteneck, „siehst Du nun, wie sie mich haßt?"

„Sie soll es büßen!" rief der junge Mann und machte einen Schritt nach dem Hügel hin.

Aber Friederike hielt ihn zurück. „Frage sie doch, warum sie den Stein auf mich schleudre wollt'. Sag!" rief sie hinauf, „warum hast du es gethan?"

Die Kranzträgerin lachte tückisch wie vorher. „War ein Spiel!" rief sie mit eigenthümlich zischendem Accent, in gebrochenem, fremdklingendem Deutsch: „Möchtest mich strafen dafür? Mich wieder einsperren, wie letzt?"

„Nein, dafür geschieht dir nichts," antwortete Friederike, „du weißt, ich straf' dich nur für das, was du an anderen verübst."

Diese Großmuth, aus welcher eine so unverhohlene Verachtung sprach, erzürnte die Steinschleuderin indessen eher, als daß sie sie versöhnte; denn in ihren Augen brannte der Haß lodernder auf, und sie rief: „Bist du so gut, — du? — dann schenk' doch mir die Ros', die du trägst, vorn auf deiner Brust."

Friederike betrachtete die Blume betroffen, überrascht durch den wild ausgedrückten Wunsch. Doch sie hielt es entschieden nicht der Mühe werth, seinen Grund zu erfragen, sondern nestelte die Rose aus den Falten ihres Kleides und warf sie der Fordernden zu: „Da!" rief sie.

Die Kranzträgerin jauchzte. Geschickt fing sie die Fliegende und wirbelte sie in der Luft.

„Sieh, Herr, sieh!" rief sie zu Salteneck gekehrt, „wie werth sie dich hält! Du hast sie ihr geschenkt, und sie wirft sie so hin. So liebt sie dich, so! O, ihr Sinn ist nicht bei dir! Bei dir nicht! Ich weiß, wo er ist!"

Und sie schleuderte die Blume zurück und stürmte den Hügel hinab.

Friederike war blaß geworden, zuckte jedoch die Schultern. „Man muß nicht auf sie achten," sagte sie.

Aber Salteneck war anderer Meinung und trat aufgeregt zu ihr hin. „Sie hat recht," sagte er, „du warfst die Blume so hin, als wolltest du zeige, dir liege nichts an ihr, — an ihr nichts und..."

„Julius!" mahnte Friederike; doch er ließ sich nicht beschwichtigen. Der Groll hatte in ihm gelegen seit dem gestrigen Abend, und er hatte mit ihm gekämpft, um ihn zu unterdrücken; jetzt gab er ihm Gewalt über sich.

„Nein, laß mich sprechen!" rief er in heftigem Zorne, „ich will nit schweige, ich...."

„Was willst du?" rief sie nun auch gereizt und sah fest auf ihn hin, und mit Augen, aus denen ein düsterer Vorwurf blickte: „Aus der Freundschaft eine Sklaverei mache und uns alle hier wie an eine Kette binde, nicht? Ei nun ja, sag's nur heraus, daß du das willst...."

„Aber Fritzche, ich bitt' dich!" warnte jetzt eine peinlich bewegte Stimme. Es war das Tonchen, das herbeigeeilt war.

Doch nun ließ auch Friederike sich nicht besänftigen. „Nein," rief sie, „ich laß mich nit tyrannisire! Er soll's wisse! Und gerad' jetzt werd' ich thue und lasse, was ich will! Und keine Blume mir aufdringe lasse und keine Meinung und sonst nichts! Ich heb' deine Ros' nit auf, sondern will gar keine Blume trage, eher als die!" Und sie stieß mit dem kleinen Fuße die rothbraune Rose fort, welche vor ihr lag.

Saltenecks Gesicht ward, als sänke die Nacht darüber hin. Es schien ihm plötzlich zum Bewußtsein zu kommen, was diese Scene in Gegenwart eines Dritten, jenes Dritten, welchen er von dem innigen Einverständniß Friederikens mit ihm mehr als jeden anderen überzeugen wollte, bedeute. Aber es war, als gäbe er damit nun auch alles auf. „Du hast recht," sagte er tonlos, mit erlöschendem Blick, „und ich, — ich hab vorhin ja wohl unrecht gehabt ... Du bist ganz dei' eigne Herrin ... ganz frei zu thue und lasse, was du willst! Und wir zwei — komm, Tonche, wir sind hier überflüssig ..."

Mit diesen Worten ließ er die zitternde Friederike allein bei Asten, denn auch das völlig zerstörte Tonchen folgte ihm, und beide begaben sich zu der übrigen Gesellschaft zurück. Auf Friederike aber machte dieses jähe Freigeben einen Eindruck, wie ihn kein eifersüchtiges Bewachen zuvor noch gemacht. Sie verlor alle Fassung, schlug die Hände vor's Gesicht und brach in Thränen aus.

Asten neben ihr war nicht viel mehr Herr seiner Besinnung. Sein Herz schlug wild, und er fühlte im Augenblick nichts, als daß er die Weinende liebe und es als ein unsägliches Glück betrachte, sie vor dem anmaßenden Manne, der sie ihm überlassen, schützen zu dürfen. Daß es auch eine Möglichkeit gab, von diesem Rechte keinen Gebrauch zu machen, lag weit von allen seinen Gedanken ab.

„Friederike," flüsterte er, sich über sie beugend, „wollen Sie mir überlassen, Sie von diesem Tyrannen zu befreien?"

Da fielen ihre Hände herab, und die braunen Augen sahen unter den hellen Thränen tödtlich erschrocken auf ihn. „Um Gottes wille! Was richte Sie an? Gehe Sie ihm nach! ich bitt'! und mich — mich lasse Sie allein!"

„Warum, Friederike?" fragte er mit innigerer Wärme, „wollen Sie nicht den Muth haben, sich zu entschließen? Dünkt es Sie nicht besser ..."

„Nein!" rief sie und hob qualvoll abwehrend beide Hände. Wie in plötzlicher Eingebung sprang sie dann über die Rose, die Unglücksstifterin, hin von ihm fort und lief — so schnell sie konnte, so schnell die kleinen Füße sie trugen, dem Hause zu, nicht einmal sich umsehend, nicht einmal innehaltend, bis sie es erreicht hatte und in seinem Innern verschwand.

Er aber blieb stehen und suchte seine Empfindungen zu bewältigen. Der Aerger mischte sich abermals darein. Eine Hilfe, die er auch heute zu rasch angeboten hatte, war abgewiesen... That er nicht besser, Engersweil, wo er dem Wirthe länger kein willkommener Gast sein konnte, zu verlassen und ohne Aufsehen zu erregen nach Ebereschenau zurückzukehren?.... Es dünkte ihm das Richtige, und er schritt auch sogleich dem Hofe zu. Da kam ihm das Tonchen in den Weg. Diesmal an Gronaus Seite, ohne den Bruder; aber sie errieth Astens Absichten, denn sie trat zu ihm und sagte in bittendem Tone: „Schließe Sie sich uns an, Herr von Aste, ich bitt'. Wir habe neue Gäst' bekomme und wolle sie begrüße. Sehe Sie, da komme Sie auch schon."

Asten hatte eine Entschuldigung auf den Lippen, kam aber nicht dazu, sie auszusprechen, denn eine hohe Frauengestalt schritt eben, gefolgt von einer Anzahl von Offizieren, auf die drei zu und rief Fräulein von Salteneck einen lauten Gruß entgegen. Diese beantwortete ihn und stellte Asten und Gronau den Nahenden vor. Gleich darauf waren beide mitten im Schwarm, und Asten, der an die Seite seines Generals befohlen worden war, mußte dessen Fragen Rede stehen. So war an ein heimliches Entfernen nicht mehr zu denken.

Der Nachbar der Saltenecks, Graf Walden auf Waldenau, bei welchem der General mit seinem Stabe einquartiert war, hatte — wie er sich ausdrückte — eine Besuchsfahrt mit seiner ganzen militärischen Familie unternommen. Die Dame, welche Tonchen zuerst begrüßte, Gräfin Natalie, war des Grafen einzige Tochter. Die große, schlanke Brünette war von einer Lebhaftigkeit, an welcher Astens ungeduldige Stimmung ein Uebermaß rügte.

Sie dagegen fand an der schönen Tankredgestalt des Lieutenants unbedingtes Gefallen und legte dies dadurch an den Tag, daß sie ihn sehr bald kaum mehr von ihrer Seite ließ. Da Asten sich entschloß zu bleiben — er handelte ja damit wohl auch in Friederikens Sinne, die keinen Bruch zwischen ihm und ihrem empfindlichen Nachbarn wünschte —, ließ er sich die Aufmerksamkeiten seiner neuen Gönnerin gefallen. Die Bevorzugung wurde ihm erst unangenehm, als er den Verdacht faßte, sie werde ihm nur in der wenig würdigen Absicht erwiesen, dadurch die Eifersucht seines Generals zu erregen. Gräfin Natalie kokettirte nämlich entschieden auch mit diesem, und der grauhaarige Waffenträger schien wirklich auch Feuer gefangen zu haben. Er war offenbar gläubiger als Asten, was dieser daraus entnahm, daß der sonst wortkarge und verschlossene Herr sich sichtlich bemühte, die unruhige Gräfin zu unterhalten und ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken.

Asten war ungalant genug, zu denken, es sei von der Gräfin gewagt, auf die Gefahr hin, den älteren Bewunderer zu verlieren, ein so leichtsinniges Spiel zu treiben. Es erschien ihm wünschenswerth für sie, daß aus dem mühevoll eroberten Bewunderer ein Freier werde, denn sie mochte bereits anfangen, mit beängstigtem Herzen nach einem solchen auszuschauen. Etwa in Mitte der zwanzig, eher häßlich als hübsch, hatte sie als einziges Effektstück von der Natur ein Paar, dunkle, hübsche Augen bekommen, die sie allerdings wie ein Feuerwerk brauchte, um damit eine fortdauernde Beleuchtung ihrer wirklichen wie ihrer vermeintlichen körperlichen und geistigen Vorzüge zu erzielen. In auffallender Toilette von rother Seidengaze, die ihrer dunklen Erscheinung etwas Pikantes verlieh, fuhr sie wie ein Sprühteufel hin und her und hatte mit ihrer Heiterkeit bald die meisten der anwesenden Herren angesteckt. Dann schlug sie vor, man solle Gesellschaftsspiele im Freien vornehmen, und alle stimmten ihr zu.

Friederike war zurückgekehrt, und Asten suchte in ihren Mienen zu lesen, ob sie ihre rasche Flucht von vorhin bereue. Aber sie gab sich sichtliche Mühe, ihre Gedanken von ihm abzulenken, und mied seine Blicke ängstlich. Ueberängstlich, meinte der Lieutenant und fand eben darin eine Gewähr dafür, daß sie fürchtete, ihre Augen könnten ihm gestehen, was die Lippen furchtsam verschweigen wollten.

„Blindekuh!" rief Gräfin Natalie, „wir wollen Blindekuh spielen! Ich schwärme für dieses Spiel. Und der Herr General muß zuerst die Blindekuh machen."

Da Niemand widersprach, zog sie alsbald ein winziges Spitzentaschentuch hervor und verband dem General die Augen, was er willig geschehen ließ. Asten schien es, als ob die weißen, weichen Finger sich dabei länger an den grauen Schläfen zu schaffen machten, als unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Gleich darauf stand sie lachend vor ihm.

„Pst!" machte sie, hielt den Finger auf die Lippen und blitzte ihn aus den dunklen Feueraugen schelmisch an. Dann knüpfte sie einen Shawlschleier des rothen Gazestoffes, welches ihr Kleid verzierte, um des Lieutenants Arm und schob ihn in der Richtung des suchenden Generals vor sich her. Da sie hierbei lachte, griff dieser nach ihr und erfaßte Asten.

„Gräfin Natalie!" sagte er triumphirend.

„Falsch!" lachte sie und enthüllte mit den Fingerspitzen ein klein wenig die Augen des Geblendeten. Der Blick, der aus diesen auf Asten fiel, schien den Scherz nicht eben zu bewundern.

„Ah," sagte der General, steif stehenbleibend, „Sie wollen mich zum besten haben!"

„Ei, Herr General," lachte Natalie, „Sie werden doch Spaß verstehen?"

„Ein Betrug von schöner Hand, Herr General, aber in der That ein Betrug," sagte der Lieutenant. „Ich meine, Ihr Erkennen müsse deshalb gelten."

Er band den rothen Shawl ab und reichte ihn der Gräfin.

Es verdroß Natalie, daß er ihr Thun zu tadeln wagte. „Da sie nur für sich sprechen können," sagte sie, „so meinen sie jedenfalls, Sie wollten für den Herrn General eintreten." Damit hob sie das Spitzentüchelchen zur Höhe seiner Augen.

„Sie befehlen", erwiderte er, indem er sich förmlich verneigte.

Sie hielt die Hand noch eine Sekunde lang hoch, so daß ihm der Duft, welcher der Hand und dem Tuche entströmte, seltsam die Nerven erregte, trat aber dann mit graziöser Bewegung zurück. „Ich weiß nicht", sagte sie, „ich finde, mit diesem Spiel ist's nichts, wir wollen ein anderes versuchen. Ich kenne ein wunderhübsches, bei dem wir sitzen können, und der Platz dort unter den Buchen eignet sich prächtig dazu."

Man folgte abermals ihren Wünschen und nahm Platz. Asten setzte sich nicht neben die Gazewolke, aber freilich auch nicht neben Friederike. Diese saß am Stamme einer Blutbuche, an der Seite des alten Grafen, der sein Monokel einklemmte und wie in einer Verzückung auf die Nachbarin blickte. Die Sonnenstrahlen fielen durch die rothen Blätter der Buche hell auf das zarte Kinn, die blaugeaderten Schläfen und das blonde Haar. Es fiel Asten auf, wie eigenthümlich sich die feinen, bräunlichen Brauen und Wimpern von dem lichtschimmernden Gold der Locken abhoben. Dieser Contrast gab dem jungen Gesicht einen ganz eigenen Reiz; denn unter den ernst und dunkel gezeichneten Bogen in dem Schatten der langen Wimpern, welche die breiten weißen Lider umsäumten, schien in der braunen Tiefe eine süße Schwermuth zu träumen, während der Mund ein Kinderlächeln hatte und in seinen weichen Linien nur bestimmt schien, ein gedankenloses Glück zu athmen. Asten versenkte sich ganz in das Bild vor ihm und gerieth in Gefahr, seine Umgebung darüber zu vergessen.

„Herr von Asten, darf ich Sie jetzt um Ihren Helm ersuchen?"

Natalie stand abermals vor ihm.

Mechanisch reichte er ihr die Kopfbedeckung, ohne zu fragen, wozu sie ihrer bedurfte.

„So," sagte sie, „dahinein sammle ich nun die Zettel, sobald sie geschrieben sind, erst die der Damen, und reiche sie, nachdem ich sie durcheinandergeschüttelt, der Reihe nach den Herren, um einen zu ziehen; nachher umgekehrt den Damen jene der Herren. Nun also — bitte ich zu schreiben! Die Herrschaften haben begriffen? Jeder und jede muß ein Dichterwort oder auch einen eignen Vers aufschreiben, welcher an einen oder eine aus der Gesellschaft gerichtet ist und den Gedanken oder Gefühlen des Schreibers entspricht."

Es begann ein eifriges Gekritzel. Asten schrieb etwas völlig Bedeutungsloses auf, das sich an jede der Damen richten konnte. Als er aber den Zettel erhielt, der ihm galt, las er in einer feinen, energischen Schrift:

„Wäre der Zettel ein Pfeil und wüßte Wunden zu schlagen,
Bät' ich Amor, den Gott, mir zu dir ihn zu tragen.
Aber Amor, der Schalk, tauscht die Pfeile im Nu,
Ach, und trägt ihn vielleicht einem anderen zu."

Er las den Vers in korrekter Haltung, das heißt mit lächelnder Gleichgültigkeit vor, aber derselbe ließ ihn doch keineswegs gleichgültig. Konnte Friederike ihn geschrieben haben? Eine helle Röthe überflog ihr Gesicht, als sein Blick es nach dem Lesen sekundenlang prüfend streifte. Das war nicht nur der Widerschein der Blätter, sondern abermales ein Aufwallen tiefinnersten Gefühls. Aber sie bückte sich schnell und hob ihren Zettel auf, den sie hatte zu Boden fallen lassen. Gleichzeitig brach ein Sturm neckender und scherzender Bemerkungen über Asten herein, der ihm alle weiteren Beobachtungen unmöglich machte. Er beschloß indessen, den Zettel sorgfältig aufzubewahren und bei erster Gelegenheit die Schrift mit jener Friederikens zu vergleichen. War es die ihre, dann hatte er Gewißheit. Bei diesem Gedanken wallte sein Blut heiß auf.

Das Spiel hatte gefallen, und die meisten waren für seine Wiederholung. Friederike dagegen wünschte eine solche augenscheinlich nicht, denn sie fragte nach ihrem Vater und bemerkte, sie wolle ihn aufsuchen. Der alte Herr hatte sich schon bald nach seiner Ankunft von der Gesellschaft getrennt, um einen einsamen Forschungsgang in den Park zu machen.

„Ja," meinte auch das Tonchen, „wir müsse ihn schon suche, denn er ist im Stand, das Heimgehe ganz zu vergesse." Und sie schloß sich Friederike an, die bereits im Aufbrechen begriffen war.

Natalie schien nicht übel Lust zu haben, zurückzubleiben, besann sich aber plötzlich, warf die zur Wiederholung des Spieles schon zurechtgelegten Zettel dem Winde hin und rief: „Ach, heute soll einmal aus nichts was werden! Wir wollen nur auch gehen, um den verlorenen Gelehrten in den Schooß seiner Familie zurückzubringen. Kommen Sie, meine Herren."

So schwärmte denn die ganze Gesellschaft aus. Das Geschick der Gräfin wußte Asten in der Nachthut an ihrer Seite zu halten, während Tonchen und Friederike vorausseilten. Sie gaukelte wie ein rother Schmetterling in den Gängen des Parkes umher. Bald hieß es: „Herr von Asten, ach, bitte, pflücken Sie mir doch diese Blume. Ich botanisire, und sie scheint mir ein seltenes Exemplar zu s